

STEVE  
MOSBY

DER

50/50

KILLER

Weltbild

Der 50/50-Killer

## Der Autor

Steve Mosby, 1976 in Horsforth/England geboren, studierte Philosophie und lebt als freier Schriftsteller in Leeds. Mit »Der 50/50-Killer« gelang ihm in Deutschland der Durchbruch als hochklassiger Thrillerautor.

Steve Mosby

# Der 50/50-Killer

Thriller

Aus dem Englischen  
von Doris Styron

**Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *The 50/50 Killer* bei Orion, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Steve Mosby

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Doris Styron

Umschlaggestaltung: JARZINA kommunikations-design, Holzkirchen

Umschlagmotiv: Composing aus einem Motiv von © getty images (Steven Errico)  
und © istockphoto.com

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-893-4

2021 2020 2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Lynn*

## Prolog

»Wir brauchen nicht zu gehen«, sagte sie. »Wenn du nicht willst ...«

John Mercer betrachtete sich im Spiegel und gab keine Antwort. Er sah nur auf die Hände seiner Frau, die ihm seine Krawatte umlegte und den Knoten zurechtzog. Wie immer umsorgte sie ihn. Er hob das Kinn ein wenig an, damit sie den Schlips besser binden konnte. Zuerst machte sie einen lockeren Knoten und zog ihn dann fest.

»Die Leute hätten bestimmt Verständnis dafür.«

Er wünschte, es wäre wirklich so. Oberflächlich gesehen würde man ihm Mitgefühl entgegenbringen, aber bei genauere Betrachtung würden sie es als das ansehen, was es war: eine Verletzung seiner Pflicht. Er konnte sich das Gerede in der Kantine genau vorstellen. Die Leute würden seine Abwesenheit bemerken und sagen, dass es ihm wohl sehr nahegegangen sein musste. Und unabhängig davon, wie er sich fühlte, würden sie in Wirklichkeit denken, er hätte zur Berichtigung kommen sollen. Er hätte die Zähne zusammenbeißen und die Verantwortung übernehmen müssen. Zumindest das hätte er tun können. Und sie hätten ja recht. Es wäre unverzeihlich, nicht daran teilzunehmen. Nur hatte er keine Ahnung, wie er das durchstehen sollte.

Eileen steckte das lose Ende der Krawatte zwischen die Knöpfe an seinem Hemd und strich es glatt.

»Wir brauchen nicht hinzugehen, John.«

»Du verstehst das nicht.«

Die Luft im Schlafzimmer wirkte im Morgenlicht stahlblau. Seine Haut sah im Spiegel weiß und schlaff aus, und sein Gesicht wirkte fast leblos. Um seinen Körper zu umfassen, musste sie sich zwar immer noch strecken, doch er schien ihr nicht mehr so robust wie früher. Dinge hochzuheben kam ihm schwerer vor, als es eigentlich war. Er ermüdete schnell. Im Augenblick trug sein Gesicht einen starren Ausdruck von Traurigkeit und Leere, und seine Arme hingen reglos herunter. Irgendwie war er alt geworden, und es schien ihr, als sei diese Veränderung erst kürzlich eingetreten.

Eileen sagte: »Ich verstehe, dass es dir nicht gutgeht.«

»Ich fühle mich gut.«

Doch das stimmte nicht. Wenn er sich vorstellte, vor all diesen Leuten stehen zu müssen, regte sich etwas in seinem Herzen und machte ihn immer beklommener. Wenn er zu viel darüber nachdachte, bekam er kaum noch Luft.

Eileen seufzte hinter ihm. Dann legte sie ihm die Arme um die Schultern und lehnte ihre Wange an seinen Rücken.

Er war erleichtert. Wenn sie ihn so festhielt, konnte er einfach hier und jetzt nur dieser Mann sein und alle Pflichten und die Verantwortung vergessen, alles, was auf ihm lastete. Langsam legte er seine Hand auf ihre. Sie hatte kleine, warme Hände.

So standen sie eine Weile, Mann und Frau eng umschlungen, und er betrachtete sich im Spiegel. Trotz ihrer tröstlichen Berührung war er starr wie eine Statue, die in einem Augenblick der Leere entstanden war. In seinen Augen sah er gelegentliche Funken von Gefühl aufleuchten, wie in einem Flugzeug, in dem man durch die Wolken hindurch nur ab und zu ein Fleckchen Erde aufblitzen sieht. Nirgends gab es

einen sicheren Ort, wo seine Gedanken landen konnten. Und trotzdem konnte er nicht ewig in der Luft bleiben.

Schließlich drückte er Eileens Hand und löste sich aus der Umarmung.

»Ich muss meine Rede noch üben.«

Begräbnisse waren aus vielen Gründen traurig, was ihn jedoch immer am meisten beeindruckte, war die große Anzahl von Trauergästen. Die Toten wären sicherlich überrascht, dass sie so beliebt gewesen waren und, ohne es zu wissen, im Leben so vieler Menschen eine Rolle gespielt hatten. Der Tod brachte selbst die zusammen, die mit dem Verstorbenen nur durch eine flüchtige Bekanntschaft verbunden waren. Es kamen immer viele Menschen.

Und bei Beerdigungen von Polizisten war das erst recht der Fall. Mercer sah sich um. Die meisten aus der Abteilung waren hier, auch Kollegen, die nie mit Andrew zusammengearbeitet und ihn wahrscheinlich gar nicht gekannt hatten. Sie waren aus einem Gefühl der Verantwortung und Verbundenheit heraus gekommen. Alle hatten beim Eintreten Andrews Familie ihr Beileid ausgesprochen und dann auf der rechten, für Kollegen reservierten Seite der Kapelle Platz genommen. Die meisten trugen Uniform.

Mercer saß auf dieser Seite ganz vorn, die anderen Mitglieder seines Teams neben ihm. Eileen saß hinten auf der linken Seite, und er schaute sich immer wieder um und hoffte, sie ausmachen zu können. Jedesmal, wenn er sie sah, legte sich seine Panik etwas, und er setzte sich wieder auf der Bank zu recht. Immer größer wurde der Wunsch, bei ihr zu sein, aber er gehörte hierher, zu Pete, Simon und Greg.

Die vier saßen schweigend da, der fünfte lag vorn in der Kapelle im Sarg. Mercer starrte darauf. Er schien zu klein für einen Mann, der so viele Jahre für ihn – *mit* ihm – gearbeitet hatte. Der Tod machte alle kleiner. Auch dies war ein Grund, weshalb Begräbnisse so traurig waren. Selbst eine solche religiöse Zeremonie erschien ihm im Grunde gottlos.

Er neigte den Kopf leicht zur Seite und horchte auf das Murmeln der gedämpften Gespräche und die leise scharrenden Schritte der Leute, die zu ihren Plätzen gingen. Ab und zu erhob sich ein tiefes, widerhallendes Husten wie ein Vogelschwarm, der unters Dach hochflatterte.

Schließlich ging der offizielle Redner nach vorn zum Pult. Langsam wurden alle still. Der Mann sprach in ein Mikrofon, das seine Stimme verstärkte, jedoch nur ein wenig.

»Wir sind heute hier versammelt, um Andrew Dysons zu gedenken, der am fünfzehnten Dezember starb und in Ausübung seines Dienstes von uns genommen wurde. Andrew war nicht ausgesprochen religiös, und so wurde ein kirchlicher Trauergottesdienst nicht für angebracht gehalten. Ich bin heute als Beauftragter des Bundes der Konfessionslosen hier, um eine nicht kirchliche Feier abzuhalten.«

Er hob den Blick, schaute zum hinteren Teil der Kapelle, und sein Gesicht wurde von warmem gelbem Licht beschienen. »Die Welt ist eine Gemeinschaft, und Andrew war zusammen mit uns ein Teil dieser Gemeinschaft«, sagte er. »Wenn man im Alltag seinen eigenen Angelegenheiten nachgeht, vergisst man oft, dass wir alle am Leben und am Tod jedes Einzelnen teilhaben und davon berührt werden.«

Mercer schaute nach links, zu Andrews Frau hinüber. Sie saß zwischen ihren zwei kleinen Töchtern und hielt beide

fest an den Händen, war für die beiden stark. Als er mit der Nachricht vom Tod ihres Mannes zu ihr gekommen war, hatte sie lange und heftig geweint, doch sie hatte sich auch besonnen und praktisch verhalten. Er saß den ganzen Abend bei ihr, und da hatte sie ihn gebeten, eine Grabrede für Andrew zu halten. Unfähig, ihr das abzuschlagen, hatte ihn schon damals Panik ergriffen. Jetzt saß er ganz vorn auf der linken Seite der Kapelle, so wie sie auf der rechten, doch er hatte nichts von ihrer Entschlossenheit.

»Den Trost, einen Freund oder geschätzten Kollegen zu haben, mögen wir verloren haben, nicht aber den Trost, dass wir ihn einst gehabt haben. Es ist schlimm, dass wir verloren haben, was wir hatten, aber wir sollten nicht nur den Verlust unserer Freunde beklagen, sondern auch dankbar sein für den Segen, dass sie einmal zu uns gehörten.«

Der Redner sah auf seine Notizen und fuhr dann fort.

»Die Tatsache des Todes können wir nicht auslöschen oder ungeschehen machen«, sagte er. »Aber sie kann gemildert werden durch unsere immerwährende Liebe zu denen, die uns verlassen haben, und durch die Liebe zueinander.«

An dieser Stelle begann Mercer zu merken, dass irgendetwas nicht stimmte. Es fing mit einem Klingelgeräusch in beiden Ohren an, und als er den Redner anstarrte, nahm er alles um diesen herum allmählich strahlend hell und wie aus weiter Ferne wahr. Seine Nackenhärchen sträubten sich, und sein Herz schlug immer schneller.

Etwas war nicht in Ordnung.

»Der endgültige Abschied durch den Tod bringt immer Kummer und Schock mit sich«, sagte der Mann. »Die sehr Feinfühligen werden besonders tiefe Trauer empfinden.

Keine der jemals praktizierten Religionen und Weltanschauungen können diese natürliche menschliche Reaktion verhindern.«

Mercer drehte sich auf der Bank um und ließ den Blick über die Menschen schweifen, die hinter ihm saßen. Ein Meer von Körpern und Köpfen. Hinten in der Kapelle war die Tür offen, und vor dem Eingang standen noch mehr Leute. »Aber welche Beziehungen der Tod auch zerbrechen mag und was immer wir persönlich auch glauben mögen, wir können zumindest sicher sein, dass die, die wir verloren haben, jetzt ihren Frieden haben.«

Er versuchte, einzelne Gesichter zu erkennen. Trotz der vielen Menschen hier sah er niemanden, den er kannte. Allerdings wandten sich ihm ein paar Köpfe zu.

Einige Blicke begannen, in seine Richtung zu wandern.

Der Redner war verstummt. Mercer blickte wieder zu ihm hin und sah, dass er neben das Pult getreten war und erwartungsvoll auf ihn hinabschaute.

Er hatte seinen Einsatz verpasst. Höfliches Räuspern und Husten war in der Kapelle zu hören, während er aufstand und langsam hinüberging. Das Konzept für seine Rede lag schon dort bereit. Er nahm es mit zitternden Händen und beugte sich leicht dem Mikrofon entgegen.

»Mein Name ist John Mercer«, sagte er. »Ich bin von Trauer erfüllt, fühle mich aber zugleich geehrt, heute hier zu Ihnen sprechen zu dürfen. Geehrt, dass ich Andrew Dyson als Freund und Kollegen gekannt habe.«

Er hörte sich selbst diese Worte sprechen, aber sie klangen, als kämen sie von einem anderen. Kalter Schweiß brach ihm aus. Plötzlich fühlte er sich so dünn und schwach wie ein al-

ter Mann. Sein Herz schien heftig genug zu pochen, um ihm die Brust zu sprengen.

»Ich habe mit – ich hatte das Vergnügen, fünf Jahre mit Andrew zusammenzuarbeiten.«

Er schluckte.

Die übrigen Männer seines Teams auf der Kirchenbank sahen ihn besorgt an. Sein Stellvertreter Pete runzelte die Stirn. Er löste die verschränkten Arme, als wolle er aufstehen und zu ihm kommen. Mercer schüttelte den Kopf: *Alles in Ordnung.*

Doch das stimmte nicht. Es war sehr warm hier drin, und trotzdem zitterte er. Seine Beine ...

»In dieser Zeit ...«

*Eileen.* Er schaute in den hinteren Teil der Kapelle und suchte sie. Er wusste ungefähr, wo sie war, doch jetzt, wo er sie brauchte, konnte er sie nirgendwo entdecken.

Während sein Blick von Gesicht zu Gesicht wanderte und seine Panik sich bei jedem, das nicht das ihre war, verstärkte, fuhr er fort.

»In dieser ganzen Zeit war er einer der besten Polizeibeamten, mit denen ich je zusammengearbeitet habe.«

Etwas fiel ihm ins Auge und war dann wieder verschwunden. Er suchte danach.

»Ich hoffe, es kann ein Trost für ...«

Doch dann sah er es wieder und verstummte. Ein Gesicht unter all den anderen, das ihn neugierig beobachtete.

Das war doch Robert Parker, oder? Parker, der in einer Stadt im Süden fünf Jungen umgebracht hatte. Das letzte Mal hatte Mercer ihn in einem hell erleuchteten Raum gesehen. Parker, in orangefarbener Kleidung, hatte sich mit sei-

nen durch die Handschellen behinderten Händen mühsam eine Zigarette angezündet. Mehrere Monate danach war er von einem anderen Gefangenen getötet worden.

»... Trost für Andrews Frau und Kinder ...«

Er stockte.

Es konnte nicht Parker sein. Doch dann bemerkte er den Mann zwei Reihen hinter ihm. Glatt zurückgekämmte Haare über einem runden, kindlichen Gesicht.

Sam Philips. Mercer war als Berater an diesem Fall beteiligt gewesen und kannte den Mann nur von Fotos. Aber er hatte persönlich die verrosteten Gerätschaften aus Eisen untersucht, die Philips in dem Raum unter seinem Einfamilienhaus installiert hatte. Auch er konnte nicht hier sein. Er saß mehrere hundert Meilen von hier entfernt im Gefängnis.

Parker und Philips standen auf.

»Nein«, sagte Mercer.

Schnell blickte er sich nach allen Seiten um und sah, dass noch mehr Männer in der Menge aufstanden. Sein Blick ging zu jedem Einzelnen, und sein Atem ging bei jedem vertrauten Gesicht heftiger.

Charles Yi, der in die Wohnung von drei Frauen eingebrochen war und ihre Leichen, an Heizkörper gefesselt, zurückgelassen hatte.

Jacob Neils, der Mörder vom Steinbruch.

»Nein.«

Harris Dale, der ganze Familien – eine nach der anderen – getötet hatte.

Und eine letzte Gestalt stand allein ganz hinten in der Kirche. Mercer konnte ihn nicht richtig sehen, irgendwie war er vom Schatten verdeckt. Doch er konnte die eigentümliche

Kopfform des Mannes erkennen. Und da waren auch Hörner ...

Wie *ein* Mann begannen die Gestalten, sich von links und rechts zum Mittelgang aufzumachen und sich an den Knien der Leute vorbeizudrücken. Alle starrten ihn an.

Sein Herz stockte. Die Spannung in seinem Inneren war weg, da war nichts mehr. Er existierte nicht. Panik war alles, was er noch fühlte.

»Nein.«

Pete stand neben ihm und legte Mercer die Hand auf den Arm ...

»Ist schon gut, John.«

Aber Mercer fuhr herum, stieß die Hand weg und starrte ihn an.

»Siehst du sie nicht?« Er deutete den Gang entlang.

Pete wirkte immer etwas niedergeschlagen, ein bisschen geknickt, aber jetzt war sein Gesicht so tieftraurig, wie Mercer es noch nie gesehen hatte. Er konnte seinem Chef nicht in die Augen sehen und schaute stattdessen mit verkniffenen Mundwinkeln zu Boden.

»John«, sagte er leise. »Bitte, komm und setz dich.«

»Nein, du verstehst nicht ...«

Er schaute den Mittelgang entlang. Die Männer kamen langsam auf ihn zu, bewegten sich wie Tote und sahen ihn alle aus leeren Augen an.

Pete legte ihm wieder die Hand auf den Arm.

»John, ich bin's, Pete.«

»Du verstehst das nicht.«

»Doch.« Pete legte den Arm um ihn. »Ich verstehe.«

Mercer zögerte, er war einen Moment verwirrt, dann um-

armte er ihn und fing an zu weinen. Pete hielt ihn fest und flüsterte ihm tröstende Worte zu.

»Ist schon gut. Komm, wir gehen.«

Pete führte ihn den Gang entlang. Mercer bemühte sich, die Augen geschlossen zu halten. Wenn er sie nur eine Sekunde lang aufmachte, sah er neben sich blasse Gesichter, die ihn beobachteten, als er vorbeiging. Er ließ sich von Pete führen, Greg und Simon folgten ihnen. Als sie den halben Mittelgang hinter sich hatten, spürte er, wie Eileen ihn auf der anderen Seite am Arm berührte. Die Leute traten zur Seite und ließen sie vorbei.

Und so traten sie schutzsuchend aneinandergedrückt ins Licht hinaus.

**ZWEI JAHRE SPÄTER**

## Teil I

Als eines der ersten Dinge lernt man, dass es am Anfang von Ermittlungsverfahren sehr wichtig ist, sich nicht festzulegen. Und bis zu einem gewissen Grad stimmt das auch.

Zum Beispiel sollte man niemals gleich Vermutungen anstellen, wenn man am Tatort eintrifft, egal wie offensichtlich oder logisch einem die Sache vorkommen mag. Jeder verdächtige Todesfall sollte als Mord betrachtet (und auch als solcher untersucht) werden, bis zweifelsfrei ein anderer Grund feststeht. Ihre erste Aufgabe ist es, alle Ihnen zur Verfügung stehenden Beweismittel einzuschätzen und nur auf dieser Grundlage entsprechende Folgerungen abzuleiten. Stets müssen die Tatsachen die Bearbeitung eines Falls bestimmen, und Sie müssen die Richtung verfolgen, in die diese unvermeidlich weisen.

Soweit trifft dies alles zu, aber jeder erfahrene Kriminalpolizist wird Ihnen sagen, dass dabei immer noch Raum für Intuition bleibt. Im Lauf der Jahre entwickelt man eine fein austarierte innere Stimme, auf die man zu hören lernt, auch wenn andere sie nicht wahrnehmen. Und innerhalb gewisser Grenzen schadet es nicht, sich von dieser Stimme leiten zu lassen.

Auszug aus: *Die Geschädigten* von John Mercer

**2. Dezember**  
**14 Stunden bis Tagesanbruch**

**17:15 Uhr**

Man steigt selten in seinen Speicher hinauf. Auch bei Kevin Simpson war das nicht anders.

Als er einzog, war er einmal oben gewesen, hatte Kopf und Schultern durch das staubige Loch gesteckt, mit der Taschenlampe umhergeleuchtet und sich die üblichen Gedanken gemacht, was er mit dem Raum anfangen könnte, obwohl er in Wirklichkeit genau wusste, dass er nichts tun würde. Dann war er die wackelige Leiter wieder hinuntergestiegen und hatte das Ganze mehr oder weniger vergessen.

Wenn er heute hinaufgegangen wäre – vier Jahre nach der kurzen Inspektion damals –, hätte er dort, in eine Ecke gekauert und in graublaues Licht getaucht, den Teufel vorgefunden.

Der Teufel saß ganz still, voll auf den kleinen Monitor konzentriert, der vor ihm stand, und horchte auf die Geräusche, die die Überwachungsanlage über ein Mikrofon aus der Wohnung unter ihm an sein Ohr leitete. Simpson hätte zunächst bestimmt nicht gewusst, was er da vor sich hatte, und hätte es wohl kaum als einen Teil der Wirklichkeit wahrgenommen, sondern den Teufel nur für irgendeine seltsame, bewegungslos dahockende Kunstfigur gehalten. Wenn das Licht über das gefühlskalte Gesicht flimmerte, hätte sie vielleicht einem Toten geglichen, der in einem dunklen Zimmer vor dem noch laufenden Fernseher saß.

Aber Kevin Simpson stieg, genau wie die meisten Leute,

selten in den Speicher hinauf. Der Teufel hatte sich tagelang dort oben aufgehalten, ohne gestört zu werden. Er hatte direkt über Kevin geschlafen, hatte seinen Mundvorrat in einer Tüte und seinen Abfall in einer anderen aufbewahrt und ihn überwacht.

Den heutigen Tag hatte er damit verbracht, das Paar, das nicht die geringste Ahnung von seiner Gegenwart da oben hatte, und alle seine Bewegungen in der Wohnung darunter zu beobachten und belauschen. Das Mädchen war morgens um viertel nach neun gekommen. Sie hatten Kaffee getrunken und miteinander gegessen. Sie hatten geredet. Das Mädchen war schließlich um viertel nach vier gegangen.

Der Teufel hatte alles gehört und gesehen, was sie gesagt und getan hatten.

Als das Mädchen gegangen war, wartete er.

Und wartete.

Und jetzt kam er endlich aus der Ecke gekrochen, wobei seine Gliedmaßen im Licht des Monitors lange, spinnenartige Schatten warfen. Die meisten Dinge, die er brauchte, der Strick und das Feuerzeugbenzin, waren unten in Simpsons Gästezimmer versteckt. Doch er nahm den Hammer mit, als er auf den Balken entlang flink zur Falltür schlich. Den Riegel und die Scharniere der Stahlleiter hatte er an einem Tag geölt, als Simpson bei der Arbeit gewesen war. Er ließ sich jetzt geräuschlos öffnen, und ein Lichtkegel aus dem Flur darunter fiel ins Dachgeschoss und auf die grauen Spinnweben, die über ihm von den Dachsparren hingen.

Und der Teufel stieg hinunter.

Kevin Simpson kam nicht plötzlich zu sich, sondern sein Bewusstsein kehrte erst allmählich in die Welt zurück. Dabei hielt er die Augen geschlossen. Es erschien ihm vernünftig, obwohl seine Gedanken nicht klar genug waren, dass er hätte sagen können, warum.

Auch ohne sein Zutun wurde die Wahrnehmung seiner Umgebung deutlicher.

Nasse, schwappende Hitze an seinem ganzen Körper.

Ein dumpfer Druck, der ihn einengte.

Kalte Luft an seinem Gesicht ... aber er spürte, dass sich auf seiner Stirn und seitlich an der Nase Schweißtröpfchen bildeten. Die *Hitze*: Es war wie in der Sauna des Freizeitclubs.

Wasser wirbelte und spritzte. Heiße, schäumende Blasen sprudelten um seine Zehen.

*Ich bin in meiner Badewanne.*

Sofort empfand er Hass gegen sich selbst.

*Was du nicht denkst, wird auch nicht wahr.*

Doch es gab kein Zurück, und Kevin fing widerstrebend an, andere Dinge wahrzunehmen. Obwohl noch nicht sichtbar, erschien die Welt um ihn herum. Er spürte, dass er ausgestreckt und nackt im Wasser lag. Das harte Porzellan an seinem Nacken, der Druck der Wannenwand an seinen Armen.

Ein schrecklich pochender Schmerz in seiner Schulter ...

Und da erinnerte er sich an den Eindringling. In seinem Zimmer war ein Mann gewesen, der Mann hatte ihn angegriffen und ...

In Panik versuchte er um sich zu schlagen, aber seine Arme waren mit einem Strick seitlich an seinem Körper festgebun-

den, und auch seine Füße waren gefesselt. Wasser drang ihm in die Nase. Er versuchte zu husten, schaffte es aber nicht – oh Gott, es war auch etwas über seinen Mund geklebt. Die Panik steigerte sich zu einem schrillen Lärm in seinem Inneren. Verzweifelt schnaubte er durch die Nase, zog dann die Luft ein. Eine bittere, salzige Flüssigkeit in seinem Mund. Er schluckte schnell und unterdrückte den Brechreiz.

»Bleiben Sie ruhig, sonst ertrinken Sie.«

Da hielt Kevin still und ließ auch die Augen geschlossen. Ein Einbrecher.

Wenn Kevin nicht darüber nachdachte, wie er einfach nur dagesessen hatte, nachdem sie weggegangen war, und angefangen hatte, ihr eine E-Mail zu schreiben, dann konnte er sich einreden, dass es wirklich so war, dass er einen Einbrecher ertappt hatte. Obwohl er sich doch umgedreht und den Mann mit der Teufelsmaske und dem Hammer in der Hand hinter sich an der Tür hatte stehen sehen. Der Mann wollte doch nur Geld und hatte Kevin deshalb fesseln müssen. Bald würde er Kevins Sachen nehmen und verschwinden.

Als die Wasserhähne zuge dreht wurden, hörte er ein plötzliches Quietschen und dann nichts mehr, außer dem leisen Geräusch des Wassers in den Rohren. Es klang, als koche es in den Venen des Hauses hinter dem Putz.

»Machen Sie die Augen auf.«

Er wollte nicht, tat es aber dann doch. Das Badezimmer war voll Dampf. Er sah das Kondenswasser an den Spiegelscheiben des Schränkchens herunterlaufen. Auch auf seiner Stirn schlug sich der Dampf nieder und rann an seinen Schläfen herab.

Der Mann saß auf dem Toilettendeckel neben der Bade-

wanne. Er trug dieselbe scheußliche Maske aus rosa Plastik mit schwarzen Haarbüscheln am Kinn und auf dem Kopf und Hörnern, die aussahen, als seien sie aus alten Knochen.

Der Teufel. Kevin starrte ihn an.

»So ist es besser«, sagte der Mann und nickte.

Kevin begriff, dass er gefesselt in einer Badewanne mit heißem Wasser lag und diesem grauenhaften Fremden völlig ausgeliefert war. Dem Fremden mit *dieser* Maske.

*Ein Irrtum*, dachte er. *Das muss ein Irrtum sein.*

Der Mann bückte sich und hob einen Hammer auf, der zwischen seinen Füßen lag. Kevin spürte, wie die Panik wuchs, aber diesmal verhielt er sich so still wie möglich.

*Du darfst nicht ertrinken.*

»Es tut mir leid.« Der Mann starrte die Waffe fast überrascht an, als sei er sich nicht darüber klar, welchen Schaden sie hätte anrichten können. »Es ist möglich, dass Sie das hier überleben, und wenn das der Fall sein sollte, tut es mir leid, dass ich Sie verletzen musste. Es war nötig.«

*Möglich. Nötig.*

»Nicken Sie, wenn Sie mich verstanden haben.«

Kevin nickte, so gut er konnte. Ein Irrtum, dachte er immer wieder. Wenn der Fremde doch nur das Klebeband von seinem Mund nähme und ihn sprechen ließe, dann könnte er es erklären.

Der Mann legte den Hammer hin.

»Ich weiß, wem Sie eine E-Mail schreiben wollten«, sagte er.

»Ich habe euch beide schon lange beobachtet.«

*Oh Gott.*

»Und ich habe alle anderen E-Mails gelesen, die ihr euch

geschrieben habt. Ich habe alle eure Passwörter. Ich habe für alle Ihre Schlösser Nachschlüssel machen lassen. Sehen Sie?« Der Mann hielt einen großen Schlüsselbund hoch und schüttelte ihn leicht. Kevins Blick ging zwischen den Schlüsseln hin und her, doch sie flogen zu schnell durcheinander, und er konnte nicht erkennen, welcher seiner sein könnte. Doch wohl nicht alle. Aber es spielte ja keine Rolle. Er nickte für alle Fälle.

Der Mann legte die Schlüssel auf den Boden.

»Manchmal komme ich in Ihr Haus, wenn Sie nicht hier sind. Ich durchwühle Ihre Sachen. Ich lese Ihre Briefe. Ich schlafe auf Ihrem Dachboden. Ich folge Ihnen auf dem Weg zur Arbeit und zurück.«

Also doch kein Irrtum. Kevin starrte den Mann an und versuchte verzweifelt, sich zu erinnern, ob er irgendetwas gesehen hatte, irgendeine verdächtige Person. Doch da war nichts gewesen. Du bist also einfach irgendwo entlanggegangen, oder? Hast nie auf die Leute um dich herum geachtet. Ein schlauer Typ hätte dir leicht folgen können.

»Sie haben mich nie gesehen«, sagte der Mann. »Ich bin sehr vorsichtig. Aber ich habe Sie gesehen. Ich habe Sie den ganzen Tag beobachtet. Euch beide.«

Kevin nickte vorsichtig. Schweiß lief ihm über die Stirn in die Augen, und er blinzelte. Das Wasser gluckerte an den Seiten der Badewanne.

Der Mann mit der Teufelsmaske bückte sich und hob noch etwas vom Boden auf. Eine rotgelbe Blechdose.

Feuerzeugbenzin.

Kevins Magen wurde kalt, hart und leblos. Er versuchte zurückzuweichen, konnte sich jedoch nicht bewegen. Statt-

dessen merkte er, dass er gerade die Kontrolle über seine Blase verloren hatte.

Der Fremde hielt den Kanister in beiden Händen. Es war eine Dose, mit der man zum Beispiel bei einem Grillfest Benzin auf die Holzkohle spritzen konnte, um das Feuer anzufachen. Der Mann hielt sie ungefähr in Kevins Richtung. Er neigte den Kopf und sah trotz der Maske irgendwie nachdenklich aus.

»Wir spielen jetzt ein Spiel, bei dem es um die Liebe geht«, sagte er.

**3. Dezember**  
**8 Minuten nach Tagesanbruch**

**7:26 Uhr**

Es reichte.

Simpsons Körper zuckte immer noch im Wasser, doch er hatte aufgehört, sich zu wehren. Durch die Rauchschwaden im Raum sah der Teufel, dass Simpsons Haar fast vollständig weg und sein blindes Gesicht verbrannt und aufgeplatzt war. Er schien nicht mehr atmen zu können. Wenn er noch nicht tot war, würde es jedenfalls nicht mehr lange dauern. Bei solchen Dingen war es immer eine Frage der Intensität. Der Teufel schaltete den Digitalrekorder ab und warf einen Blick auf die Anzeige.

Acht Minuten und fünfzehn Sekunden Tonaufnahme. Er würde nur einen kleinen Teil davon brauchen.

Im Badezimmer stank es, und er war froh, dass er auf den Treppenabsatz hinausgehen und die Tür zwischen sich und der Schweinerei schließen konnte. Über ihm hingen die Drähte des Rauchmelders lose herunter, die er vor dem Ende des Spiels durchgeschnitten hatte, damit Simpsons Tod keinen Alarm auslösen würde.

Bevor der Teufel gehen konnte, mussten noch einige andere Dinge erledigt werden. In den kurzen Zeiträumen, in denen er Simpson allein gelassen hatte, hatte er jede Spur seiner Überwachungsgeräte im Haus entfernt. Natürlich spielte es in diesem Stadium eigentlich keine Rolle mehr, aber dadurch war er beschäftigt, solange er abwartete, bis Simpson wieder zu Bewusstsein kam. Er hatte auch auf seinem Com-

puter nachgesehen, ob E-Mails vorlagen. Er fragte sich, was das Mädchen jetzt gerade tat, das gestern hier gewesen war.

Wahrscheinlich schlief sie und hatte keine Ahnung, was sie angerichtet hatte.

Das würde nicht lange so bleiben.

Es gab noch ein paar Dinge zu holen. Er ging nach unten und steckte dabei den Rekorder in die Tasche seines Overalls.

Er würde die Aufnahme brauchen, wenn es Zeit für den Anruf war.